

Hanappi, Gerhard

Article

Die Zukunft der politischen Ökonomie

Wirtschaft und Gesellschaft (WuG)

Provided in Cooperation with:

Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien

Suggested Citation: Hanappi, Gerhard (1985) : Die Zukunft der politischen Ökonomie, Wirtschaft und Gesellschaft (WuG), ISSN 0378-5130, Kammer für Arbeiter und Angestellte für Wien, Wien, Vol. 11, Iss. 3, pp. 393-402

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/332194>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.

Die Zukunft der politischen Ökonomie

Gerhard Hanappi

Warum?

Es sollte keine Frage sein: Aussagen sind nicht schon deshalb wahr, weil sie von Karl Marx stammen. Andererseits war Marx ein sehr gescheiter Mann und es empfiehlt sich, gut zu prüfen, was er sagte, bevor man es beurteilt. Die Gesamtheit von Marx' Aussagen, oder besser deren Totalität, kann man wohl noch am ehesten mit dem Begriff „Marxismus“ bezeichnen. Von Marxismen zu sprechen ist nach dieser Definition sinnlos. Das theoretische Werk des Mannes ist sosehr ein einziges wie seine physische Person.

Wer immer seine eigene Lehre in der Folge als „Marxismus“ bezeichnete, der tat dies auch, um ein wenig von der Autorität, die dem Marxschen Werk gezollt wurde, für den eigenen Standpunkt beanspruchen zu dürfen. Der Streit um den „wahren Marxismus“ begann und mit ihm die fatale Doppelrolle des Wörtchens „wahr“. Eine „wahre“ Interpretation, im Sinne einer möglichst weitgehenden Übereinstimmung mit dem Marxschen Text, wurde nur selten klar von der Wahrheit, im Sinne einer adäquaten Darstellung der Realität, unterschieden. Daß beide Bedeutungen stets zusammenfallen, hieße zu behaupten, daß Marx eine endgültige, wahre Theorie produziert habe. Diese Behauptung steht aber in offensichtlichem Widerspruch zu Marx' eigener Sicht der Theoriebildung, die ja gerade darin besteht, die Entwicklung des Bewußtseins aus einem sich entwickelnden gesellschaftlichen Sein zu erklären.

Eine Situation also, die an die neuerdings unter Intellektuellen so modern gewordenen Paradoxa von Russel, Tarski, Gödel bis zu Hofstadter erinnert. Hat Marx recht, so scheint er aufgrund des Inhaltes

seiner Aussagen nicht recht haben zu können. Was hier zu bedenken ist, ist der Ewigkeitsanspruch des Wahrheitsbegriffes.

Was Marx liefert, ist die Analyse einer besonderen Produktionsweise, des Kapitalismus. In dieser „höchsten“ Produktionsweise finden sich die Sedimente aller früheren Produktionsweisen, das heißt, die Analyse liefert zunächst eine Periodisierung der Geschichte. In diesem (synchrone) Sinne ist alle Wissenschaft Geschichtswissenschaft. Wahrheit aber kann nicht weiter vordringen als es die Entwicklung der Produktionsweise erlaubt. Marx scheut sich, mehr als die Historizität des Kapitalismus zu behaupten – die Notwendigkeit der Revolution. Der Gültigkeitsbereich von Wahrheit ist durch den Entwicklungsstand des gesellschaftlichen Seins beschränkt, ein Charakteristikum, das dem Wahrheitsbegriff der Logik abgeht. Die paradox erscheinende Marxsche Position produziert somit einen bestimmten Wahrheitsbegriff. Dieser Wahrheitsbegriff impliziert aber auch, daß mit der Entwicklung der Produktionsweise das Marxsche Projekt weiterentwickelbar wird.

Theorien, die das versuchen, werden notwendig an Marx' Begriff der Produktionsweise anzusetzen haben: „Was ist die kapitalistische Produktionsweise?“ – hundert Jahre später. Indem sie dies versuchen, ausgewiesenermaßen oder uneingestanden, tragen sie zur Entwicklung dieses Projektes bei. In diesem Sinne stellt etwa Schumpeters Sicht des Kapitalismus als einem funktionierenden Kreditsystem einen Beitrag dar, der Diskurs um die Menschlichkeit des Menschen aber, Zielscheibe Althussers beißender Humanismuskritik, hilft sowenig weiter wie die Konstruktion der Rationalität des Menschen mittels gegebener Präferenzsysteme, beliebteste Spielwiese herrschender Ökonomie.

Im folgenden möchte ich einige neuere, sich explizit in marxistische Tradition stellende Ansätze vorstellen.

Zwei Ausgangspunkte

Interessanterweise verdankt die neuere Diskussion sehr viel den Beiträgen japanischer Autoren. Das hat seine Gründe zum einen sicher darin, daß die Marxsche Lehre vergleichsweise früh und nachhaltig in der akademischen Welt Japans Fuß zu fassen vermochte. (Das zeigt seine Früchte auch heute noch: Im Jahre 1975 wurde die Anzahl der im universitären Bereich marxistische politische Ökonomie betreibenden Akademiker Japans auf über tausend Personen geschätzt – fraglos die größte Gruppe innerhalb der westlichen Welt. Man vergleiche Itoh, 1980, pp. 7–46 und Sekine, 1975.) Zum anderen war die Frage nach dem Charakter der Produktionsweise im Japan der Zwischenkriegszeit eine Frage von unmittelbarer politischer Brisanz. Ob es sich um eine feudalistische oder eine bourgeoise Gesellschaft handelte, war für die Beurteilung des Charakters der anzustrebenden Revolution ausschlaggebend. Das Konzept „Produktionsweise“ hatte unmittelbaren praktischen Bezug. Anders als im zaristischen Rußland führte das aber nicht

zur „praktischen Lösung“ eines Bündnisses von Arbeitern und Bauern, sondern, aufgrund des vorhandenen akademischen Humus, zu einer theoretischen Entfaltung grundlegender Marxscher Positionen. Den Höhepunkt dieser Entwicklung stellt das Werk des 1977 verstorbenen Kozo Uno dar.

Von Anbeginn an hatte auch die Diskussion um die Arbeitswertlehre, das Kernstück der Marxschen Theorie, in Japan ihren Niederschlag gefunden. Bereits 1922 eröffneten Marx' japanische Kritiker auf Böhm-Bawerks Argumentationslinie die Auseinandersetzung. Der Konnex zum Konzept der „Produktionsweise“ sollte ersichtlich sein: Kapital ist Wertform, zugleich bestimmtes, sich festsetzendes soziales Verhältnis, dessen Entwicklung in diskreten Schritten verläuft. Die relativ stabilen Zustände dazwischen sind Produktionsweisen, respektive entsprechend Unos Konzeption, Stadien derselben. Jedenfalls führt die Analyse der Wertformen und ihrer sozialen Modi zur Periodisierung der Geschichte. Arbeitswertlehre führt so zur Geschichte als einer Geschichte von Klassenkämpfen. Ihr genaues Verständnis ist unerlässlich für die Bestimmung des Standes dieser Klassenkämpfe. Die Ökonomen der Grenznutzenschule hatten dies bereits in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts intuitiv erkannt und richteten daher ihren theoretischen Hauptangriff gegen die Marxsche Arbeitswertlehre.

Nach hundertjähriger Debatte ist diese Lehre nun wieder ins Zentrum des Interesses gerückt. Die erfolgreiche Formalisierung herrschender Nationalökonomie seit dem 2. Weltkrieg – Paul Samuelson spricht von einem goldenen Zeitalter der Ökonomie – hat zu dem Versuch geführt, auch einen mathematisch interpretierten Marx, unter entsprechender Würdigung der Originalität des Meisters, ins große Haus der stetig fortschreitenden Königin der Wissenschaften heimzuholen. Nicht ohne gewisse Abstriche allerdings, die nun wieder bezeichnenderweise eine als redundant geltende Arbeitswerttheorie betreffen.

Der inzwischen klassische Text, der den Großteil der von Piero Sraffas Arbeit initiierten Diskussion rigoros zusammenfaßt, stammt wiederum von einem Japaner: Michio Morishimas „Marx' Economics“ aus dem Jahre 1973. Der Nicht-Marxist Morishima geht in seiner Argumentation mit einer Genauigkeit vor, die so manchem Marxisten zur Ehre gereichen würde – und kommt dennoch zum Schluß, die Marxsche Fassung des Wertbegriffes sei ungenau (führe bloß zum ersten Iterationsschritt bei der Umrechnung von Werten in Preise²), redundant (weil ersetzbar durch entsprechende Preissysteme) und letztlich überhaupt auflösbar in eine von Neumannsche Wachstumstheorie herkömmlicher Prägung.

Für einen guten Teil der neueren Autoren war Morishimas Anschlag auf die Eigenständigkeit des Marxschen Ansatzes ein wichtiges motivierendes Element. Es ging ihnen um die Frage, ob die von Morishima aufgezeigten Schwächen Marx' nicht bloß Schwächen seiner besonderen Interpretation seien. Die hier kurz vorgestellten Autoren John Roemer, Peter Flaschel und Alain Lipietz sind nur eine kleine Stichprobe einer breiten, internationalen Reaktion.

Roemers bisheriger Beitrag zerfällt in zwei große Teile. Der erste Teil ist im wesentlichen in seinem 1981 erschienenem Buch „Analytical Foundations of Marxian Economics“ enthalten und beschäftigt sich mit einer Verallgemeinerung und Präzisierung des von Morishima eingeschlagenen Weges. Trotz einer Vielzahl neuer Ideen bleibt er daher im Bannkreis der schon von Morishima festgestellten Redundanz der Arbeitswertlehre. Anders als Morishima unternimmt der „Marxist“ Roemer einen halbherzigen Rettungsversuch, indem er darauf hinweist, daß diese Redundanz nur gilt, wenn Arbeit nicht der einzige homogene Produktionsfaktor ist.

Für jeden homogenen Produktionsfaktor kann nämlich innerhalb dieses Ansatzes mit gleicher Berechtigung behauptet werden, er werde „ausgebeutet“. Genußvoll haben dann auch die neo-ricardianischen Kritiker den Finger auf diese offene Wunde des Konzeptes gelegt. Und zu recht. Die Methoden der linearen Algebra, in der ihnen von Leontieff gegebenen Interpretation, der Input-Output-Analyse, eignen sich zwar zur Darstellung des Warencharakters menschlicher Arbeit im Kapitalismus. Doch darin erschöpft sich das Marxsche Konzept von Arbeit sicherlich nicht. Wäre die Erkenntnis des Begriffes Arbeit mit der Feststellung, daß Arbeitskraft im Kapitalismus als Ware mit der physikalischen Maßeinheit Zeit behandelt wird, abgeschlossen, so bestünde in der Tat, sozusagen per Definition, kein Grund einen Unterschied zu anderen Waren zu sehen. Wenn aber, Marx folgend, gedacht wird, daß ein solcher Unterschied besteht, so muß das Konzept wohl auf andere Produktionsweisen ausgedehnt werden, um das Spezifische der Aneignung von Mehrwert im Kapitalismus hervortreten zu lassen³. Wieder sind wir also auf den Begriff der Produktionsweise verwiesen. Was soll aber in diesem Zusammenhang Roemers konterfaktische Behauptung, die Homogenität der Arbeit sei ein möglicher Ausweg? Befriedigen kann dieses Argument niemanden.

Offensichtlich auch ihn selbst nicht, denn in seinem zweiten Buch „A General Theory of Value, Exploitation and Class“ geht er völlig neue Wege. Bemerkenswert ist bei seinem Vorgehen nicht so sehr der Inhalt als vielmehr die Methode. Roemer ist sich bewußt, daß er bei der Konstruktion seiner Modelle von einer zugrundeliegenden Vorstellung, Schumpeter hätte gesagt von einer „Vision“, geleitet wird. Es ist dies das „Class Exploitation Correspondence Principle“ (CECP), die Vorstellung einer Entsprechung von Klassenzugehörigkeit und Ausbeutungsstatus. In Hinblick auf die Gültigkeit dieser zu erzielenden Beziehung werden neue Konzepte, wie die Klassenzugehörigkeit, eingeführt und alte, wie Morishimas Arbeitswertdefinition, reformuliert. Im Laufe seiner konsequenten Durchformulierung seines, die Gültigkeit des CECP bewahrenden Ansatzes ergibt sich eine große Anzahl interessanter Ergebnisse⁴, eine höchst originelle, den Titel des Buches rechtfertigende Theorie. Die grundlegende methodische Rolle, die der „Vision“

gerade bei der Konstruktion mathematischer Modelle zukommt, wird von Roemer beispielgebend demonstriert.

Weniger originell ist die inhaltliche Dimension. So fruchtbar sich seine „Vision“ im Detail erweist, so schal ist sie in ihrer Gesamtaussage: Roemer verbindet seine Entsprechung von Ausbeutung und Klasse zusätzlich auch noch mit einem heterogenen Anfangsbestand an Vermögen und zeigt, daß hohes individuelles Sachvermögen mit Ausbeuterfunktion und entsprechendem Klassenstatus verbunden ist. Gewiß, diese glatte verbale Formulierung verbirgt die Raffinesse und Rigorosität des mathematischen Modells.

In seiner Formalisierung der Gliederung der Produktionsweisen in Feudalismus, Kapitalismus und Sozialismus verwendet Roemer ein spieltheoretisches Konzept. Eine Gruppe von Individuen „verbleibt“ – freiwillig – in der Gesellschaft, wenn die „Regeln“ – eine Art gesellschaftlicher Spielregeln – für einen hypothetischen Rückzug aus dieser Gesellschaft sie in eine schlechtere Position zwingen würden. Betont wird das Element der Freiwilligkeit mit der sich die Individuen in ihre soziale Rolle fügen, sobald das strukturierende Element, die Rückzugsregel, vorgegeben ist. So gibt die Rückzugsregel des Kapitalismus der Person des Arbeiters zwar freies Geleit, sie verhindert aber, daß er seinen aliquoten Anteil am produktiven Vermögen der Gesellschaft mitnimmt – das ist kapitalistische Ausbeutung. Im Sozialismus, so Roemer, herrscht sozialistische Ausbeutung insofern die Individuen nicht enteigenbares Vermögen, gemeint sind besondere Qualifikationen bestimmter Gesellschaftsmitglieder, nicht auf ihrem hypothetischen Rückzug mitnehmen können. Auch hier gewinnt man den Eindruck, daß mit großen Kanonen (Methode) auf kleine Spatzen (Inhalt) geschossen wird.

Im übrigen bekommt Roemer wohl vor der übergroßen Freiwilligkeit mit der sich seine Individuen im strategischen Gleichgewicht zusammenfinden selbst ein wenig Angst, sodaß er in der dem Erscheinen seines Buches folgenden Diskussion (*Politics and Society*, 1982, Nr. 3) heftig für die Entwicklung einer „marxistischen Ethik“ plädiert. Auf letztere könnte meines Ermessens verzichtet werden, wenn statt dessen die Produktionsweise nicht in Form von Rückzugsregeln exogen vorgegeben wird, sondern als Ergebnis der Konstituierung von Klassen endogen bestimmt wird. Der in letzter Zeit wieder populärer werdende grobe methodologische Individualismus⁵ müßte dann allerdings einer flexibleren Modellierung interdependenter, individueller Entscheidungen bei unvollständiger Information weichen. Einer Information, die selbst Produkt bestimmter Handlungen von Individuen ist. Erst dann kann die Konstituierung von Klassen erfolgreich modelliert werden.

Peter Flaschel

„In Deutschland dagegen, wo das praktische Leben ebenso geistlos als das geistige Leben unpraktisch ist, . . .“ – so empfindet der 25jährige

Marx das Deutschland von 1843. Die Bundesrepublik hat diese Ausstrahlung nicht verloren. Für lange Jahre wurde die internationale Entwicklung von deutschen Theoretikern, von Ausnahmen abgesehen, mit Ignoranz gestraft, während andererseits die rege praktische Tätigkeit den Zustand akuter „Geistlosigkeit“ nur schwer zu verheimlichen vermochte.

Das Wesentliche sind die Ausnahmen. Dazu zählt die Arbeit von Peter Flaschel, dessen Buch „Marx, Sraffa und Leontieff“ (Flaschel, 1983) die meines Erachtens beste deutschsprachige Übersicht der Diskussion um die Arbeitswertlehre enthält⁶. Darüber hinaus enthält es auch Flaschels eigenen Absatz einer operationalen, also in der empirischen Wirtschaftsforschung verwendbaren Arbeitswertlehre.

Der Punkt an dem er ansetzt sind einige ernstzunehmende Defekte der Morishima-Interpretation, die insbesondere von Ian Steedman (Steedman, 1977) gegen „die Marxsche Wertlehre“ im allgemeinen in Anschlag gebracht wurden. Es handelt sich dabei um Schwierigkeiten, die sich bei der Berechnung der Werte nach Morishimas Rezept ergeben können, wenn in einem Produktionsprozeß mehrere Waren gleichzeitig erzeugt werden (Kuppelproduktion). Es können dabei negative Zahlen als Werte auftreten, obwohl die Profitrate positiv ist – ein ökonomisch sinnloses Ergebnis. Morishima selbst hatte sich diesem Dilemma durch eine neue, eigene Wertdefinition entzogen: dem Konzept der optimalen Werte. Demnach sollten der Berechnung der Werte nur die jeweils optimalen Produktionsprozesse zugrundegelegt werden, wodurch das obgenannte Problem umgangen werden kann. Daß damit auch die Additivität der Werte verlorengeht, ist ein entscheidender Schritt weg von Marx.

Flaschels Innovation ist nun, daß er versucht Marx' Begriff der „gesellschaftlich notwendigen Arbeit“, die den Wert des Gutes ja bestimmen soll, inhaltlich anders als Morishima zu füllen. „Notwendig“ wird bei ihm nicht als „mindestens notwendig“ (im technologischen Sinne), sondern als „unter gegebenen Umständen durchschnittlich notwendig“ verstanden. Nicht ein imaginäres Minimierungsprogramm soll für den Wert der Waren ausschlaggebend sein, sondern die faktisch verwendeten Produktionsprozesse und die tatsächlich aufgetretenen Preise, die durch geeignete Verfahren der Durchschnittsbildung (Gewichtung) konsistente, ökonomisch sinnvolle Werte zu liefern vermögen. Angewandt auf die alte Frage: „Wie werden aus Werten Preise?“ (das Transformationsproblem) erlaubt Flaschels Methode gleich zwei Fliegen mit einem Schlag zu erwischen: Da auch Löhne Preise sind, lassen sich faktische Lohndifferentiale ebenso zur Feststellung des Verhältnisses von einfacher zu komplizierter Arbeit verwenden – das heißt zur Lösung des zweiten „klassischen“ Problems marxistischer Ökonomen, des Reduktionsproblems. Was ursprünglich nur als Ausweg aus den Anomalien von Kuppelproduktionsproblemen schien, löst hier das Transformationsproblem ohne es zu trivialisieren. Denn nach wie vor müssen Werte in Preise umgerechnet werden – im Gegensatz etwa zu Ulrich Krause (Krause, 1979), der die Reduktionskoeffizienten

einfach so wählt, daß das Transformationsproblem gar nicht zustande kommt.

Neben seinen vielen Meriten hat Flaschels formidabler Ansatz jedoch auch ein schweres Defizit zu tragen, daß wohl seiner Herkunft von der allgemeinen Gleichgewichtstheorie geschuldet ist: Der starke Bezug auf Faktizität bindet sein Wertkonzept an den Moment, es ist ein völlig „instantanes“ Konzept. In jedem gegebenen Zeitpunkt lassen sich Werte konsistent bestimmen, doch wie die Zeitpunkte verbunden sind, darüber kann diese Fassung des Wertbegriffes nichts aussagen. Insbesondere steht sie dem weiter oben genannten zweiten Ausgangspunkt – der begrifflichen Durchdringung gewisser Stadien der Produktionsweise – im wörtlichen Sinne „fassungslos“ gegenüber. Der Angriff Morishimas und insbesondere Steedmans konnte damit von Flaschel zwar auf deren Ebene pariert werden, es wurde dadurch aber auch die Achillesferse der Argumentationsebene selbst umso sichtbarer: Wert als instantanes Konzept ist, ebenso wie schon Walras' Preissystem, zur Beschreibung der Dynamik der Produktionsweise höchst unzulänglich.

Alain Lipietz

Genau diese „dunkle“ Seite der Flaschelschen Perspektive wird vom französischen Ökonomen Alain Lipietz näher beleuchtet. Lipietz unterscheidet zwischen synchronem, instantanem Wert und diachronem, prozessierenden Wert (*valeur en proces*).

Den ersten der beiden Aspekte deduziert er, in der Vorgangsweise ähnlich wie Flaschel, im Anschluß an eine sorgfältige Einschätzung der Morishima-Interpretation (Lipietz, 1982a). Anders als dieser sieht er seinen eigenen Lösungsvorschlag jedoch nur als komplementär zu Morishimas Modell an. Er beruht auf einer alternativen Definition des Wertes der Arbeitskraft.

Bei Morishima ist durch die technischen Gegebenheiten des Systems und ein bestimmtes, zur Reproduktion der Arbeitskraft notwendiges Konsumgüterbündel „Ausbeutung“ in einem sehr weiten, technologischen Sinne gefaßt. Man könnte sagen, es werden dadurch warenproduzierende Gesellschaften durch bloße Warenmengen und Arbeitszeitaufwendungen entsprechend klassifiziert. Lipietz akzeptiert zwar Morishimas, auf der Ebene der warenproduzierenden Gesellschaften angesiedelten Wertbegriff, schlägt aber als „Ausbeutung“ ein Konzept vor, das vom Anteil der Arbeiter an der, zu laufenden Preisen bewerteten Wertschöpfung ausgeht – der „Lohnquote“. Im Gegensatz zu Morishima, bei dem Werte, Ausbeutung und damit auch die „Lohnsumme“ (in Werten gemessen) für jede Technologie feststehen, erhalten Lipietz Arbeiter zunächst ihren „abstrakten Anspruch am Nettoprodukt“, einen Geldlohn, der – für gegebene Warenwerte – den Wert ihrer Arbeitskraft angibt. Das zur Bewertung der Arbeitskräfte nötige Preissystem drückt die Neuverteilung des gesamtwirtschaftlichen Mehrwerts unter die Sektoren aus⁷, und in diesem Sinne ist das Wertsystem dem Preissy-

stem vorgelagert. Unter der Annahme ausgeglichener Profitraten können diese Werte dann errechnet werden. Die logische Priorität der Werte vor den Preisen bleibt gewahrt, ohne den Unternehmern eine Kalkulation anhand nicht beobachtbarer Werte unterstellen zu müssen. Das ist möglich, weil variables und konstantes Kapital unterschiedlich behandelt werden. Die vorgegebene Entlohnung hat aber auch andere Effekte: Unterschiede in der Produktionsstruktur wirken sich auf die Durchschnittsprofitrate aus. Der Verzicht auf die Annahme gleichgewichtigen Wachstums läßt letztere aber dann ebenso arbiträr erscheinen wie die Produktionsstruktur selbst. Spätestens hier zeigt sich eine Parallele von Lipietz synchronem Wertkonzept zu Flaschels Arbeit: Die Orientierung an faktisch Vorgegebenem führt notwendig zum Verlust an dynamischer Erklärungskraft.

Lipietz wirkt dem entgegen, indem er das diachrone Wertkonzept als dynamischen Motor – der „sich verwertende Wert“ – in den synchronen Rahmen einzubauen versucht (Lipietz, 1977, 1982b). Interessanterweise geht er dabei genau umgekehrt wie sonst üblich vor. Nicht das „Gleichgewichtssystem“ der relativen Preise wird durch eine Dynamik, etwa technische Innovationen gestört. Vielmehr wird hier eine, stets durch Klassenkämpfe um Lohnanteile gestörte, synchrone Struktur durch ein bestimmtes „Akkumulationsregime“ reguliert. Der Begriff des Akkumulationsregimes verweist ganz explizit auf den zweiten, der weiter oben genannten Ausgangspunkte, die Analyse gewisser Stadien der Produktionsweise. Lipietz konzentriert sich dabei auf das letzte Stadium und bezeichnet es als „intensive Akkumulation“ beziehungsweise mit dem von Gramsci übernommenen Begriff des „Fordismus“. Der prozessierende Wert vermag mittels einer, insbesondere durch den Staat exekutierte „Regulation“, und hier wiederum besonders des Geld- und Arbeitsmarktes⁹, eine relative Stabilität des Systems über mehrere Jahrzehnte hinweg zu sichern.

Die theoretischen Vorstöße und empirischen Fallstudien des neuen, auf seine ökonomischen Füße gestellten, französischen Strukturalismus sind zu umfangreich und zu wichtig, um hier in wenigen Sätzen abgehandelt werden zu können. Nicht zuletzt ist ihm zugute zu halten, daß auch versucht wurde zu aktuellen wirtschaftspolitischen Fragen Stellung zu nehmen, ohne den Bezug zu grundlegenden theoretischen Fragen zu verlieren (Lipietz, 1984).

Fazit

Kozo Uno hatte die Entwicklung des Kapitalismus in drei Stadien geteilt: Handelskapitalismus, Industriekapitalismus und Imperialismus (Uno, 1980). Die Zeit seit dem ersten Weltkrieg war für ihn bereits eine Übergangszeit, in der die Bewegung des Kapitals nicht mehr rein beobachtbar war.

Entsprechend der Strukturierung des realen Prozesses – reine Bewegung, Stadienspezifität, Einzelheit – sollte sich, ihm gemäß, auch die

Theoriebildung unterteilen: reine Theorie, Stadientheorie, empirische Studie. Gerade die letztgenannte Gruppe französischer Ökonomen zeigt, daß diese Gliederung keine Arbeitsteilung im exkludierenden Sinn bedeuten kann.

Die politische Ökonomie der Zukunft wird, so meine Spekulation, der realen Bewegung in ständig schneller werdendem Gleichschritt nachhumpeln – und dadurch, zeitlich gesehen, aufholen. Die Aufeinanderfolge von extensiver und intensiver Akkumulation in der Theorieproduktion stellt sich als Schwerpunktverschiebung von steter Einbeziehung spezieller Randgebiete zu einer Vertiefung des Wissens über die zentralen Mechanismen der Produktionsweise dar. Fast könnte es so scheinen, als ob wir seit mehr als hundert Jahren am Anfang dieser Aufgabe stehen.

Anmerkungen

- 1 Es sei bemerkt, daß es sich beim verwendeten Beispiel um keine strikte Antinomie handelt. Zum Begriff der Produktivität von Antinomien vergleiche man insbesondere (Kesselring, 1984).
- 2 Die Verwendung dieser Iteration und ihre Interpretation wurden etwa gleichzeitig von Shaikh (Februar 1973) und Morishima (November 1973) unabhängig voneinander entwickelt. Siehe dazu auch (Shaikh, 1977).
- 3 Das einzige „historische“ Element, daß die Diskussion um das Morishima Modell artikulierte war die Frage ob die im Modell stilisierte „einfache Warenproduktion“ wirklich existiert hat.
- 4 Besonders interessant erscheint mir die funktionale Äquivalenz von Kreditmarkt und Arbeitsmarkt. Ausbeutung funktioniert bei Roemer exklusive über den Austauschmechanismus und ist keineswegs, wie heute vielfach betont, ein Phänomen „am Arbeitsplatz“.
- 5 Im Mittelpunkt der „marxistischen“ Diskussion um den methodologischen Individualismus steht die Arbeit von Jon Elsters (Elster, 1982, 1983).
- 6 Wer komprimierte formale Darstellungen nicht schätzt muß allerdings vor Flaschels Buch gewarnt werden.
- 7 Grundlage für die Normierung von Preis- und Wertsumme ist bei Lipietz das Nettoprodukt. Es gilt Mehrwertsumme ist gleich der – sektoral anders verteilten – Profitsumme.
- 8 Marx Theorie des Geldes steht im Mittelpunkt mehrerer neuer Arbeiten. Man vergleiche insbesondere (de Brunhoff, 1967, 1978) sowie (Foley, 1975).

Literatur

- de Brunhoff S., 1967, „La Monnaie chez Marx“, Editions Sociale, Paris.
de Brunhoff S., 1978, „The State, Capital and Economic Policy“, Pluto Press.
Elster J., 1982, „The Case for Methodological Individualism“, Theory and Society, Vol. 11.
Elster J., 1983, „Explaining Technical Change“, Cambridge University Press.
Flaschel P., 1983, „Marx, Sraffa und Leontieff“, Peter Lang Verlag, Bern.
Foley D., 1975, „Towards a Marxist Theory of Money“, Institute of Mathematical Studies in the Social Sciences, Technical Report No. 181, Stanford University Press.
Itoh M., 1980, „Value and Crisis“, Pluto Press, London.
Kesselring T., 1984, „Die Produktivität der Antinomie“, Suhrkamp.

- Krause U., 1977, „Geld und abstrakte Arbeit“, Campus Verlag, Frankfurt.
- Lipietz A., 1977, „Crise et Inflation: Pourquoi?“, Maspero, Paris.
- Lipietz A., 1982a, „The So-Called Transformation Problem Revisited“, JET 26.
- Lipietz A., 1982b, „Credit Money: A Condition Permitting Inflationary Crisis“, JRPE Summer 1982.
- Lipietz A., 1984, „L'audace ou l'enlissement“, Maspero.
- Morishima M., 1973, „Marx' Economics“, Cambridge University Press.
- Roemer J., 1981, „Analytical Foundations of Marxian Economics“, Cambridge University Press.
- Roemer J., 1982, „A General Theory of Exploitation and Class“, Harvard University Press.
- Schwartz J., 1977, „The Subtle Anatomy of Capitalism“, Goodyear, California.
- Sekine T. T., 1975, „Uno-Riron: A Japanese Contribution to Marxian Political Economy“, JEL.
- Shaikh A., 1977, „Marx's Theory of Value and the 'Transformation Problem'“, in (Schwartz, 1977).
- Steedman I., 1977, „Marx after Sraffa“, New Left Books, London.
- Uno K., 1980, „Principals of Political Economy“ Harvester Press, London.